

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 15 (1911-1912)
Heft: 3

Artikel: Bildung
Autor: Dabelstein, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Krüppel, und dein Geld wird ihm nur eine Krücke sein. Wer nicht selbst arbeitet und erwirbt, ist stehendem Wasser vergleichbar. Es fault. Fließendes Wasser aber wird klar und hell. Als man Bismarck einige Zeit vor seinem Tode um eine Lebensregel bat, die einfach auszusprechen und anzuwenden wäre, da sagte er: „Ohne Arbeit ist das Leben leer, nutzlos und unglücklich. Arbeitet, arbeitet, arbeitet!“

Unser Autor verlangt mehr, er fordert auch Freude zur Arbeit; nur einem frohgemutten Menschen sei die Arbeit eine Erquickung, den Sauer töpfen erscheine sie als Bläckerei. Und er schreibt ein ganzes Kapitel gegen die üble Gewohnheit, sich krank zu fühlen. Er rüstet sich gegen die Schwächlinge und Weichlinge, die jeder leichten körperlichen Verstimmung nachgeben. Wenn sie morgens beim Aufstehen ein leichtes Kopfweh fühlen, melden sie sich krank, arbeiten mit Pulvern dagegen, anstatt mit frischem Wasser und guter Luft, und bereiten allen Krankheitskeimen ein warmes Nest. Das Kränkeln mancher Menschen sei nichts anderes als ein Verwöhnt- und Verhätscheltsein, ein Nachgeben gegen geistige oder körperliche Trägheit. Die üble Gewohnheit, krank zu sein, ist überhaupt nur Mangel an Zucht, vor allem an Selbstzucht. Basta. Und so wie das gewohnheitsmäßige Kränkeln, so defretiert O. S. Marden*) auch die Launen aus der Welt hinaus und den Ärger. Jeder Ärger sei überflüssig, sagt er. Ein frohgemuter Mensch bewahre in allen Lagen sein seelisches Gleichgewicht und suche an jedem Ding die andre Seite. Wer sich gern ärgert, sei sein eigener Todfeind. Wer sich von Launen beherrschen lässt, ist wie einer, der seinen Esel auf sich reiten lässt, anstatt daß er ihn selber reitet. Sind launenhafte Arbeitmenschen denkbar? Erfolgreiche Kaufleute? Geschäftsmänner? Nimmermehr. Sie sind Stümper und gehen zugrunde. „Tausende von Menschen, die nie etwas Rechtes leistten, könnten zu Riesen werden an Kraft und Vollbringen, wenn sie nur ihre Launen beherrschten wollten.“ Sie franken an einem verkehrten Denken. Für ständige Tadelsucht, Reizbarkeit, Ärger, Sorge, Furcht und Unentschlossenheit ist kein Raum im Kreise der Tüchtigen und Frohgemutten. Ihnen gehört die Welt, und sie allein erziehen der Menschheit neue Geschlechter, die ihnen gleichen.

Carlyle sagte einmal, es gebe Menschen, deren Augen und Gesichter leuchten, als stammten sie aus einer höheren Heimat.

Diesen frohgemuten Menschenthypus möchte der Mann künstlich züchten, der dieses vortreffliche Buch geschrieben hat.

Bildung.

Von R. Dabelstein.

Diesem Worte ist es ergangen, wie einer Münze. Auch sie ist zuerst glänzend und von scharfer Prägung, geht sie aber erst durch vieler Leute Hände, so wird die Prägung abgegriffen und der Schein verblaßt, wir

*) „Vom frohgemuten Leben.“ Von O. S. Marden, Preis 3 Mark, geb. 4 Mark. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart.

fennen die einzige Münze mit der Zeit kaum wieder. Auch Falsifizate haben sich eingeschlichen und sehen auf den ersten Blick genau so aus. In ähnlicher Weise und ähnlicher Mischung bringt der Sprachgebrauch des Wortes Bildung Gutes und Böses, Wahres und Falsches mit einem Male, die ursprüngliche Bedeutung ist sehr verblaßt und man erfreut sich oft an Talmi wie an lautem Golde.

Gebildet ist nach dem Sprachgebrauch derjenige, welcher über Theater und Musik, Kunst und Literatur, sowie über die neuesten Erfindungen und Entdeckungen und politische Vorgänge interessant plaudern kann. Vor allen Dingen gilt jener seine Ton, jenes seine galante Auftritten, das wir gerne als gesellschaftlichen Schliff zu bezeichnen gewohnt sind, ohne weiteres als ein Kennzeichen der Bildung. Weiter gelten als Kennzeichen wohlgepflegte Hände, ein tadelloser Anzug und lange Fingernägel, und wir behaupten dann gleich: Dieser Mensch gehört den besseren, den gebildeten Ständen an. Seine wohlgepflegten Hände deuten darauf hin, daß er nicht mit den Händen arbeitet, und der Anzug läßt auf gute pecuniäre Verhältnisse schließen. Man ist gewohnt, die Gruppe aller mit dem Kopfe arbeitenden als Gebildete zu bezeichnen und Besitz und Bildung zusammenzuwerfen, denn der Besitz ermöglicht es, eine höhere Schule zu besuchen.

Und eine höhere Schule muß man besucht haben, wenn man Anspruch auf Bildung haben will, denn die besteht nach dem Sprachgebrauch auch darin, daß man Fremdwörter richtig gebrauchen kann. Den richtigen Gebrauch der Fremdwörter lehrt ja die höhere Schule. Man muß also mindestens in zwei Sprachen — in der französischen und englischen — unterrichtet sein, ja eigentlich gehört auch noch Latein und Griechisch dazu. Daß überhaupt eine Bildung ohne Latein und Griechisch möglich sei, ist eine verhältnismäßig neue Lehre, und nun gar erst eine Bildung ohne fremde Sprache! — Das gilt auch heute noch größtenteils als Irrlehre. Alle, welche dieser Gnadentitel nicht teilhaftig geworden sind, bilden die große Masse „Volk“, ihre Schulen heißen „Volksschulen“.

In allen diesen Fällen wird Bildung gleich Wissen oder Schliff gesetzt und doch hat sie es hiermit in erster Linie gar nicht zu tun, wie uns die Wortbedeutung sagt. Der Bildhauer bildet in Ton und Stein, d. h. er formt und gestaltet, formt die Materie, dem Urbild gemäß, das ihm vorschwebt, Gebirgsbildung, d. h. Bildung von innen heraus, durch die im Innern tätigen Kräfte. Dieselbe Bedeutung finden wir, wenn wir an die Wortform „pflanzliche Gebilde“ denken, oder die Pflanze „bildet“ sich. Immer heißtt bilden, Gestaltung von innen heraus, Ausbau nach den Gesetzen des inneren Formprinzips.

Und das Ziel, das Vorbild, die Idee? Das Ziel ist zu den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern verschieden gewesen.

Den alten Griechen war es der Mensch selber, der Mensch in seiner vollen körperlichen und geistigen Schönheit, die Darstellung des Wesens des Menschen in seiner reinsten Entfaltung oder wie Pestalozzi sagt: „allgemeine Emporbildung der inneren Menschennatur zu reiner Menschenweisheit“.

Die Humanisten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts meinten, die alten Griecher und Römer seien dem Idealbild reinster

Menschlichkeit am nächsten gekommen, nur in ihnen sei es verkörpert gewesen und könne gar nicht anders verkörpert werden. Gebildet sein hieße darum: so denken und leben wie die alten Griechen und Römer, und darum sei eine wahre Bildung ohne die Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache nicht möglich. Sie vergaßen dabei aber eins, nämlich daß nicht ein Zeitalter so wie das andere und auch ein Volk nicht so wie das andere ist, denkt und lebt, daß kein Normaltypus, sondern Individualität und Freiheit herrscht.

Somit bedeutet Bildung die Ausbildung aller körperlichen und geistigen Kräfte unter Berücksichtigung der Bedürfnisse und Ideen seiner Zeit und seines Volkes, neben der Ausbildung des Körpers also zunächst die Ausbildung des Geistes, des Verstandes. Ich muß also fähig sein, mich in der mich umgebenden Welt zurechtzufinden, mir auf Grund der Kenntnis der natürlichen und geschichtlichen Welt ein eigenes Weltbild zu machen, mir selbstständig ein Urteil bilden zu können und in dem Kreise, in den ich hineingestellt bin, mich zu betätigen, meine Pflicht als Staatsbürger und Mensch erfüllen zu können. Natürlich bedeutet das immer bis zu einem gewissen Grade Kenntnis der natürlichen und geschichtlichen Welt, setzt also ein gewisses Maß von Wissen voraus, aber die Bildung ist doch nicht das Wissen selber, sondern vielmehr die Fähigkeit des Verstandes, sich mit Hilfe der ihm zu Gebote stehenden Kenntnisse schnell in alle Sachen hineinfinden zu können, seine Elastizität. Ein Mensch, der diesen Anforderungen genügt, ist gebildet und wenn er auch von Schiller und Goethe nie in seinem Leben gehört hat.

Damit sich der Verstand entwickeln, sich bilden kann, bedarf es der Bildungsstoffe, jedoch nicht mehr, als er zur Zeit verarbeiten und verdauen kann. Mehr als seine Natur verträgt, kann er nicht verarbeiten; der Rest bleibt tote Masse. Sowiel man auch nudeln und stopfen tut, der Geist kann's einmal nicht schaffen, es kommt nur zu einer halben Verarbeitung, zu einer halben Bildung. Ein solcher Mensch ist ein Halbgebildeter. Einer Pflanze gibt man nicht mehr Nahrung, als sie vertragen kann, an eine Pflanze klebt und leimt man auch keine Blätter und Zweige an, denn sie sind doch kein Erzeugnis des Organismus, sondern stellen elende, auf Pfuscharbeit beruhende Surrogate dar, die minderwertig, tot, nicht lebensfähig sind und der Pflanze nur ein närrisches Aussehen verleihen und lächerlich wirken würden. Doch beim Menschen bedenkt man sich nicht lange. Man stopft und nudelt ruhig weiter und leimt lustig „Bildungsstoffe“ an. Das Bild der Lächerlichkeit bleibt denn auch nicht aus. Ein solcher Mensch in seiner aus bunten Bildungsflicken zusammenge nähten Narrenjacke ist gewöhnlich recht aufgeblasen und von Weisheit geschwollen und dem Hahn auf dem Hühnerhofe und den Späßen auf dem Dache nicht ganz unähnlich.

Über die innere Hohlheit und Halbheit sucht er aber die Leute hinwegzutäuschen und die Risse zu verkleben. Was ihm an wirklicher Bildung abgeht, sucht er durch Formen zu ersetzen. Er ist der Mensch der strengen Etikette. Der geringste Verstoß eines andern — und ein verachtender Blick, ein höhnisches Lächeln sagt: „O, wie ungebildet!“ Freiheit in der Form kennt er nicht, sondern nur ängstliche Engherzigkeit.

Bildung ist aber nicht allein Bildung des Verstandes, sondern auch

Sache des Gemüts und des Willens. Die moralische Ausgestaltung des Menschen, seine Erziehung zum Charakter kommt hinzu: eine gezielte Sinnlichkeit, ein auf das Gute und Edle gerichteter Wille, ein Sinn für das Schöne, die Achtung vor den Mitmenschen.

Von hieraus ergibt sich die Beachtung gewisser Formen im Verkehr mit den Mitmenschen von selber und ist somit auch in dem Begriffe enthalten, doch nicht als Zwangsjacke der Mode und der Etikette, sondern als Freiheit. Die Form ohne Verlebung der inneren Freiheit, die Freiheit und die durch sie bedingte Form.

Bücherstau.

Meinrad Lienert: Hochmutsnärrchen. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld. Preis Fr. 4.50. Die farbenfreudige Geschichte, deren Ende mit dem Einfall der Franzosen ins Schweizerland zusammenfliegt, erzählt uns die naiven Freuden und Leiden des Heleneli Gyr aus dem „Pfauen“ in Einsiedeln und des Gerbe-Battisteli, der von seinem Schätzchen, dem bei der Dorffschaft verschrieenen Hochmutsnärrchen, tüchtig in die Lehre genommen wird. Die reizvollsten Kapitel sind wohl diejenigen, worin Lienert seinen Humor kann knattern lassen, die Szenen aus der Kindheit, die Schulerlebnisse beim Napolitaner und die Aufführung der Schulkomödie. Man wird diese Geschichte, die freilich als Ganzes einen tieferen Eindruck nicht hinterläßt, mit Behagen lesen, wie sie mit Behagen erzählt ist. Ein historischer Roman will das „Hochmutsnärrchen“ natürlich nicht sein; aber dafür ist es eine echte, liebe und höchst anschauliche Lienert'sche Geschichte mit historischem Hintergrund.

Berge und Menschen. Roman von Heinrich Federer. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Geh. 5 Mk. Das 654 Seiten starke Buch quillt über von der Liebe zur Heimat und zu den Bergen, und wo wir es auffüllen, weht es uns wie reine, aber auch etwa herbe Bergluft daraus entgegen. Im Gegensatz zu den vielen Tausenden, die alljährlich im Gebirge ihre leibliche Gesundheit stärken oder wiederfinden, holt der Held dieses Romans, Emil Manuß, der sich in der Jugend an einem Mädchen vergangen, als reifer Chemann in den Bergen der Heimat seine seelische Sammlung, seine sittliche Kraft wieder, indem er beim Trassieren einer Bergbahn auf seinen Sohn stößt, um dessen Liebe wirkt und sich öffentlich zu ihm bekennt. Das Werk ist nicht gleichmäßig durchgearbeitet und dürfte um der einheitlicheren und tieferen Wirkung willen für eine zweite Ausgabe um den dritten Teil gekürzt werden; aber es wirkt jetzt schon erfrischend, stellenweise packend und ergreifend, da es voller Leben steht, in der Darstellung ehrlich ist, nichts aufbauscht und keine gewaltfamen Konflikte an den Haaren herbeizieht, wie das bei einzelnen schweizerischen Erzählern leider der Fall ist. Der Stil ist zu wenig ruhig, aber saftig. Der Charakter Manussens besitzt überzeugende Kraft, ebenso der seines Sohnes, sie beide sind wirklich geschaut, wie auch der industrielle Gewaltmensch Brossler; an die Behandlung, welche Shakespeare der Volksmasse angeleihen läßt, erinnert Federer in der Darstellung der Alpler. Sie sind keineswegs idealistisch, und dennoch fühlt man, daß der Dichter sie liebt mit ihren Stärken und Schwächen.

Schweizer Heim-Kalender 1912. Preis Fr. 1.—. Verlag von Arnold Bopp in Zürich. Der Herausgeber, Pfarrer Oskar Frei in Alt-St. Johann, hat es verstanden, aus dem 5. Jahrgang dieses beliebten Kalenders ein volkstümliches Jahrbuch zu machen, das jeder Schweizerfamilie willkommen sein dürfte. Eine stattliche Anzahl hervorragender Dichter wie Schmittthämmer, Huguenberger, Hesse, Böckhart, Bahn haben zum Teil ganz prächtige Sachen beigesteuert; Dr. Arnold Schaefer einen Nachruf auf Arnold Ott, Dr. Hedwig Bleuler-Waser einen recht beherzigenswerten Aufsatz über „Eine Mutterfreude und eine Mutterpflicht“ u. s. w. Kunst, Kunstgewerbe und Wirtschaftswesen finden ihre Behandlung durch berufene Federn, und das Schrifttum der deutschen Schweiz in den Jahren 1910 und 1911 eine übersichtliche Würdigung durch den Herausgeber.